

reuth hatte der Infanterie und Artillerie den Befehl gegeben, jene Höhen zu besetzen. Warum, bleibt wohl immer räthselhaft, denn in der Hand eines Feldherrn hätten diese frischen Bataillone, hätte diese starke Artillerie, rechtzeitig auf den rechten Flügel der Umfassungstellung von Hassenhausen geworfen, das Korps Davoust ohne Frage zertrümmert. Aber der Graf, persönlich ein tapferer Mann und als Verteidiger Danzigs auf seinem Posten, war kein Feldherr, so sehr er auch zum Gaudium des Prinzen Heinrich, seines einstmaligen Gönners, den größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kritisieren verstand, — in jenen düsteren Tagen in demselben Eckartsberga, als er noch ein junger Leutnant war.

Am Abend jenes 14. Oktober 1806 ritt ein geschlagener König von Preußen die Höhen von Eckartsberga hinab, ritt, begleitet von Blücher und einem Husarentrupp, auf verschiedenen Straßen die Kreuz und Quer entgegen dem völligen Untergang seines Staates.

So hat die Weltgeschichte Eckartsberga gestreift. Ein halsstarriger habgieriger Habsburg ließ seine Mauern berennen, um schließlich doch unverrichteter Sache abziehen zu müssen, und ein gewissenhafter Hohenzoller, der nur unter der Wucht der Verhältnisse das Schwert gezogen hatte, erlitt nahe diesen Mauern die letzten, sein Heer zertrümmern den Stöße.

Ein drittes aber ist innerhalb der Mauern dieser kleinen Stadt geschehen zu der Zeit, von der hier die Rede ist, im Oktober 1757, — ein drittes Ereignis das zwar nicht für die Stadt, wohl aber für die Weltgeschichte oder

lieber noch für die Geschichte der Menschheit höchst eigenartig ist.

Eines Abends, um die Mitte des Oktober 1757, senkten sich die Herbstnebel über die Gassen der Stadt. In einem geringen Hause waren einige Fenster zur ebenen Erde erleuchtet. Zwischen dem Kerzenlicht und den Fenstervorhängen konnte man von der Straße aus den Schatten einer Gestalt schnell auf und abgleiten sehen, und wenn der Mann da drinnen einmal Halt machte, so geschah es wohl, daß auf dem Vorhang eine scharfe Silhouette entstand, die den Mit- und Nachlebenden bekannter geworden als jedes andere Bild der Weltgeschichte. Der einsame Mann im Zimmer schien lebhaft mit sich selbst zu reden, man vernahm selbst auf der Straße abgebrochene Worte, und der Grenadier, der wachhaltend vor dem Hause stand, mag mehr als einmal verwundert aufgehört haben.

Da drinnen im erleuchteten Zimmer deklamierte Friedrich von Preußen, den wir den Zweiten und Großen nennen, den Mithridates des Racine.

Auf! Lasset uns den Krieg auf ihren Boden spielen,
Den Krieg, von dem die Wut der Erde Enden fühlen!
Man greift den Sieger jetzt in seinen Mauern an,
Daß für den eignen Herd er selber zittern kann.
Es sprach einst Hannibal — nicht zeihet man des ihn Lügen —
Er sprach: „Allein in Rom ist Rom nur zu besiegen!“

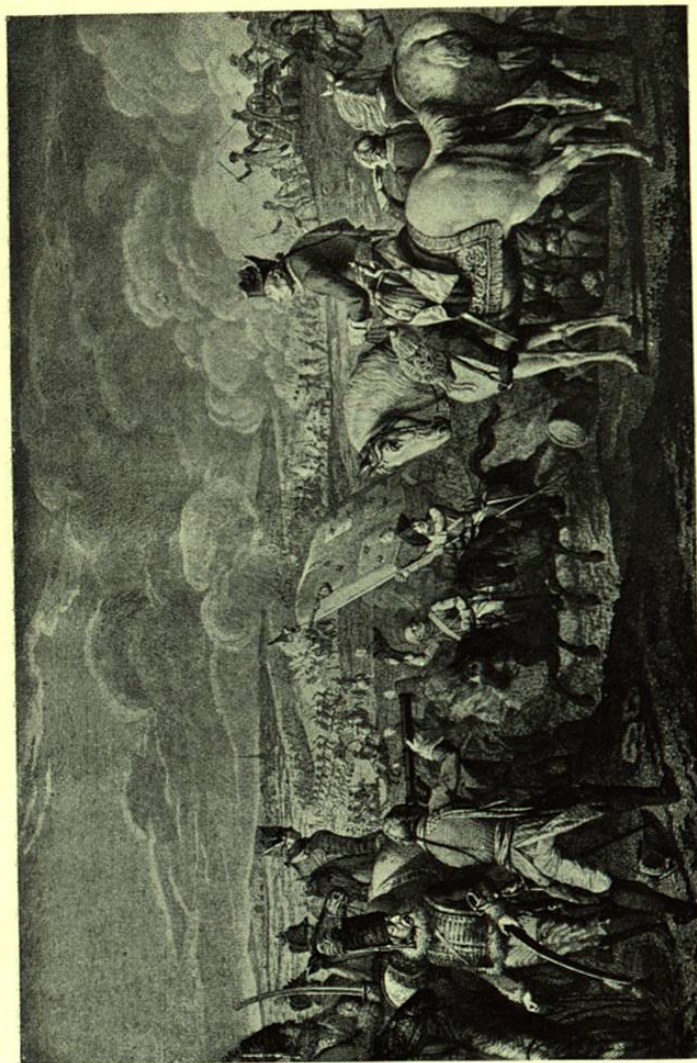
In der von Racine geschaffenen Gestalt des Mithridates, von dem die Geschichte drei Kriege kennt, mag der König einige verwandte Züge entdeckt haben. Dio

Cassius sagt von Mithridates: „Dieser Mann war wirklich geboren, um große Dinge zu unternehmen. Da er öfters das Glück von seiner guten, aber auch von seiner widrigen Seite erfahren hatte, so glaubte er, daß nichts seine Hoffnungen und seinen Mut übersteige, und er maß seine Entschlüsse mehr nach der Größe seines Mutes als nach seinen Umständen ab, fest entschlossen, wenn sein Voratz nicht glückte, ein Ende zu nehmen, das eines großen Königs würdig sei, und sich eher unter dem Schutt seines Reiches zu begraben, als in niedriger Ruhmlosigkeit zu leben.“

Ein anderer Geschichtschreiber, Appianus von Alexandria, erzählt von demselben König: „Er war ein tapferer und listiger Fürst, dem es nie an Hilfsmitteln fehlte, und den weder heimliche Nachstellungen noch offenbare Angriffe erschreckten. Unerschrocken und mutig im Unglück, kannte er kein Hilfsmittel, keine List, deren er sich nicht gegen die Römer, seine Feinde, bediente. Sein Verstand war ziemlich ausgebildet, er liebte die Wissenschaften und fand Gefallen an der Musik.“

Die alten Geschichtschreiber rühmen auch seine reiche Kenntnis der fremden Sprachen und nennen ihn den Großen. Wie der König um Schlesien drei Kriege führen mußte, so berichtet die Geschichte auch von drei mithridatischen Kriegen. Der letzte fiel für den großen Bithynierfürsten so unglücklich aus, daß er sich freiwillig den Tod gab.

Als Friedrich an jenem Abend in Eckartsberga seinen Mithridates deklamierte, standen seine Sachen schlecht,



Aus Rehwisch, Kautzen.

Friedrich der Große in der Schlacht bei Roßbach.

Nach einer Zeichnung von G. Schadow gestochen von Fr. Boll.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

nach menschlichem Ermessen sehr schlecht. Sie haben im Verlauf des Krieges zwar oft noch schlechter gestanden, aber der König hatte sich allmählich an die Wechselfälle des Kriegsglückes gewöhnt und stand ihnen unempfindlicher gegenüber als in diesem ersten Jahre des Krieges. Der König hat in jenen Tagen den Gedanken an einen freiwilligen Tod wiederholt ausgesprochen, doch ist dieser Gedanke wohl mehr ein Spiel seiner Phantasie gewesen, um sich vor seinem Bewußtsein Rechenschaft zu geben, daß er zu dieser letzten Zuflucht greifen *könnte*. Denn daß sein lebhafter Geist fortwährend noch eine ganze Legion anderer Hilfsmittel erwog, ist sicher. Wohl aber waren solche Anspielungen und Andeutungen von einem freiwilligen Römertod natürlich für seine ohnehin kleinmütige nächste Umgebung eine stete Angst und Aufregung. Aber den Tag, der jenem Mithridates-Abend vorherging, berichtet Graf Amadeus Henckel von Donnersmarck das folgende:

„Hatte der König gestern nur bekümmert geschienen, so bot er heute den Anblick eines Verzweifelten dar. Er speiste mit dem Prinzen Heinrich, dem Marschall Keith und Herrn Mitchell und sprach nicht vier Worte über Tafel. Er ersuchte nach derselben den Prinzen bei ihm zu verweilen und entließ die anderen. Als sie beide allein waren, sagte er mit tränenden Augen zu seinem Bruder: „Mein lieber Bruder, ich halte für meine Schuldigkeit, Sie zu benachrichtigen, daß mein Entschluß gefaßt ist. Briefe melden mir, daß ich von Frankreich nichts zu erwarten habe, meine Emissäre müssen übermorgen nach

Naumburg zurück sein. Ich weiß, daß sie mir wenig Tröstliches bringen, indes will ich sie noch anhören, mich dann aber krank stellen und mir noch vor meiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Inzwischen werde ich Ihnen alle meine Geschäfte übertragen, Sie können alle Briefe an mich öffnen, und, sobald Sie die Kunde meines Todes erhalten haben, lassen Sie die Armee meinem Bruder den Eid der Treue leisten. Ich weiß recht wohl, daß nur persönlicher Haß gegen mich ganz Europa, völlig gegen seine Interessen, zu dem jetzigen Benehmen treibt, weswegen ich mich dem Wohle meiner Staaten opfern will. Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist länger nicht zu ertragen und schlimmer als der Tod.“

Der Prinz antwortete ihm, daß er sehr bekümmert über diesen Entschluß sei und daß er gar keinen Grund sähe, die Sache so auf das Äußerste zu treiben. Er wäre ja auch nicht der erste Fürst, welcher sich gezwungen sähe, eine Provinz abzutreten. Er bekenne, daß seine Lage allerdings eine schreckliche sei, er brauche ja aber nur ein kleines Opfer zu bringen, um sich derselben zu entziehen. Die Standhaftigkeit im Unglück bestünde ja nicht darin, eine verlorene Partie halten zu wollen, sondern darin, sich der geeigneten Mittel zu bedienen, dem völligen Ruin vorzubeugen.“

Solche nüchterne Ratschläge des Bruders, die als das Allheilmittel von allen Schäden die Abtretung einer Provinz empfahlen, wirkten auf den König stets wie ein Peitschenschlag. Wenn jemals des Königs Absicht, freiwillig zu sterben, wirklich ernsthaft gemeint war, so

gab es gar kein besseres Mittel, ihn davon abzubringen, als einen solchen kleinmütigen Ratschlag. Die gewaltige Willenskraft, die in diesem königlichen Menschen wohnte, bäumte sich alsbald mit solcher Wucht empor, empor gegen jedes Geducktwerden, daß man mit Recht von ihm das sagen konnte, was Racine von seinem Mithridates sagen läßt:

„Je mehr er elend ist, je mehr muß man ihn scheuen.“

Des Königs Feinde sollten das bald am eigenen Leibe erfahren. Ihr fortwährendes Ausweichen war für den König das unerträglichste.

„Wenn ich vorrücke, so flieht der Feind, gehe ich zurück, so folgt er mir, aber immer außer Schußweite. Gehe ich von hier fort und suche etwa den stolzen Richelieu etwa bei Halberstadt auf, so wird er desgleichen tun, und die Feinde hier, die sich augenblicklich so ruhig verhalten wie Statuen, werden sich alsbald beseelen und mich irgendwo bei Magdeburg wieder festnageln. Wende ich mich nach der Lausitz, dann nehmen sie mir meine Magazine in Leipzig und Torgau und gehen geradeswegs nach Berlin. Kurz, ich bin in Verzweiflung. Binnen kurzem muß dies enden auf die eine oder andere Weise.“

In der That war um die Mitte des Oktober die Lage eine ganz verzweifelte. Richelieu stand mit der Hauptarmee bei Halberstadt, der Herzog von Broglie war mit zwölftausend Mann zur Dauphine und zu Hildburghausen detachiert, er stand damals in der Gegend von Nordhausen. Zwischen Langensalza und Erfurt lagerten Hildburghausen und Soubise mit vierzigtausend Mann.

Die Schweden waren auf dem Marsch gegen Stettin, ihnen konnte der König nichts entgegenstellen. Nadasdy belagerte mit dreißigtausend Mann Schweidnitz, Prinz Karl von Lothringen hatte mit sechzigtausend Mann Bavern gegen Breslau gedrängt. Bautzen hielt der österreichische Generalfeldzeugmeister von Marschall besetzt, achtzehntausend Mann stark.

Demgegenüber hatte der König an Feldtruppen knapp dreißigtausend Mann bei sich. Die hatte er jetzt, um allen Überraschungen vorzubeugen, noch in drei Teile teilen müssen. Prinz Moritz von Dessau war mit achttausend Mann auf Torgau detachiert, um die Magazine zu decken und den General von Marschall in Schach zu halten. Prinz Ferdinand deckte mit siebentausend Mann Magdeburg gegen Richelieu, und der König selbst stand mit kaum fünfzehntausend Mann zwischen Weisensfels und Eckartsberga, zur Untätigkeit gezwungen, denn keiner wollte ihm vor die Klinge. Wie bitter er das empfand, wissen wir aus seinen eigenen Briefen.

Da kam durch eine feindliche Unternehmung selbst die Lösung aus dieser Versteinerung, und der König durfte die befreiende Wirkung der frischen Tat wieder an sich erproben. Er hatte wieder ein Ziel, auf das er losgehen konnte, und alle niederdrückenden Empfindungen wichen von ihm, — die Feinde mochten sich hüten.

Schon wenige Tage nach jenem Mithridates-Abend von Eckartsberga schrieb er an Schwester Wilhelmine einen Brief, der ganz anders klingt, er ist datiert aus Eilenburg vom 17. Oktober 1756 und lautet:



Aus Rehrwisch, Leuten.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Friedrich der Große und der französische Grenadier bei Rossbach.

Nach einer Zeichnung von C. Hamo gezeichnet von Meno Haas.

Meine teuerste Schwester, — Wozu ist die Philosophie nütze, wenn man sie nicht in den unangenehmen Augenblicken des Lebens anwendet? Dann ist es, meine teure Schwester, daß Mut und Festigkeit uns zustatten kommen.

Ich bin jetzt in Bewegung, und da ich mich einmal in dieselbe gesetzt habe, so dürfen Sie darauf rechnen, daß ich nicht wieder an Ruhe denken werde als unter, guten Vorzeichen. Wenn der Schimpf selbst die Feigen aufbringt, welche Wirkung muß er auf die mutigen Herzen machen?

Ich sehe voraus, daß ich Ihnen erst in sechs Wochen wieder werde schreiben können; wohl tut mir dies Leid: aber ich bitte Sie, sich während dieser Zwischenzeit zu beruhigen und mit Geduld den Monat Dezember abzuwarten, ohne sich an die Nürnberger und die Reichszeitungen zu kehren, die alle österreichisch sind.

Ich bin müde wie ein Hund. Ich umarme Sie mit ganzem Herzen, und bin mit zärtlichster Liebe, meine teuerste Schwester, Ihr — Friedrich.

Und bald darauf schrieb er auch die prophetischen Worte:

„Was die Franzosen angeht, so wollen sie nichts von mir hören, wohlan! Ich rechne darauf, durch Taten zu ihnen zu reden, so daß sie zu spät ihre Frechheit und ihren Übermut bereuen sollen.“

Die Lawine, die mit gewaltiger Wucht in zwei Schlägen die französische und Reichsarmee und bald darauf auch die österreichische Armee zerschmettern sollte, wurde

durch Karl von Lothringen selbst ins Rollen gebracht. Der Prinz kam nämlich auf die Idee, daß der Zeitpunkt zu einem Einfall in die Mark und zur Okkupation Berlins außerordentlich geeignet sei. Schon im September hatte er an den Feldmarschall-Leutnant Andreas Hadik, der damals in Radeburg stand, geschrieben:

„Ich habe verlässliche Nachricht, daß nachdeme der Feind in Preußen von denen Russen geschlagen worden man in der Mark Brandenburg wegen eines Einfalls in großen Sorgen stehe. Da nun bey solcher beschaffenheit, wo die Gemüther bereits in eine Furcht gesetzt worden, dortiger Enden mit Vortheil etwas zu unternehmen seyn dürfte, so wolle mir der Herr General-Feldmarschall Leutnant seine Gedanken eröffnen, ob derselbe glaube, eine Expedition in die Mark vornehmen zu können.“

Der Prinz wandte sich an den richtigen Mann, denn dieser Andreas Hadik, ein beherzter Ungar, mußte mit seinem Degen sechs lebendige Kinder ernähren, da hieß es Taten tun.

Mit dreitausendfünfhundert Mann und einigen Geschützen, die Prinz Karl zu ihm stoßen ließ, brach Hadik gegen Berlin auf. Er fand die ganze Mark von Truppen entblößt und kam ungehindert vorwärts. Bei Wusterhausen bog er in den Königswald ab, um seinen Anmarsch zu verdecken und die Stadt zu überraschen.

Am 16. Oktober, einem Sonntag Morgen, als in Berlin feierlich die Glocken zur Kirche riefen, erschienen die ersten Kroaten vor dem Cöpeniker Thor. Zugleich rückte der Oberst Ujhazy gegen das Potsdamer Thor heran,

auf das er einen Scheinangriff vollführen sollte. Er versteckte die dreihundert Husaren, die er bei sich hatte, zunächst in dem der Akademie gehörigen Wald, dem späteren botanischen Garten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß die Oesterreicher vor den Thoren stünden, durch ganz Berlin. Die Bürger wußten wohl, daß die Garnison nicht viel wert sei, und darin hatten sie recht. Der Gouverneur, Generalleutnant von Rochow, verfügte insgesamt über ungefähr fünftausend Mann Besatzung, aber es stand sehr traurig um ihren inneren Wert. Das Fußregiment Loën bestand hauptsächlich aus Rekruten und war stark mit gepreßten Sachsen, von Pirna her, durchsetzt. Das Berliner Garnisonregiment Küderitz schied für den Dienst eigentlich ganz aus. Die meisten Leutnants dieses Regiments waren über fünfzig Jahre alt, einer sogar ein Greis von schon siebenundsiebzig Jahren. Verlässlich waren nur die beiden Bataillone des Regiments Lange, aber auch sie waren durch Landmiliz ergänzt, dennoch hielten sie sich tapfer.

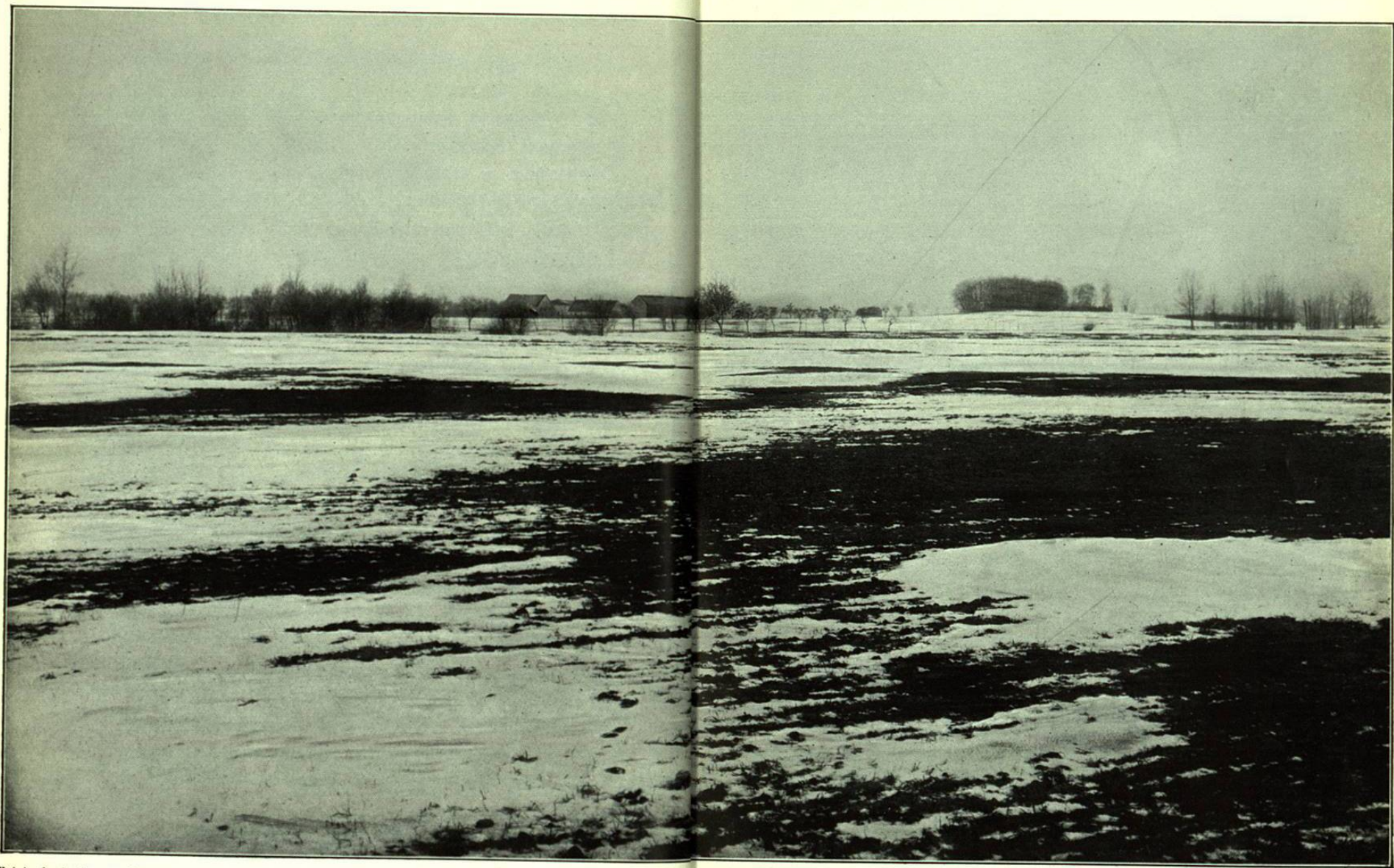
Bevor Hadik zum Angriff schritt, schickte er einen Trompeter in die Stadt mit der schriftlichen Aufforderung, binnen einer Stunde dreimalhunderttausend Taler Kontribution zu bezahlen, widrigenfalls er die Stadt beschießen und „nach Kriegsbrauch behandeln“, das heißt plündern würde. Als sein Trompeter nach anderthalb Stunden noch nicht zurück war, ließ er seine Kroaten, untermischt mit freiwilligen der deutschen Infanterie gegen die Cöpeniker Vorstadt vorgehen. Bei den freiwilligen

befanden sich verschiedene Überläufer eines preussischen Regiments, das früher in der Cöpeniker Vorstadt gestanden hatte, die kannten des Orts Gelegenheit genau. Es gelang ihrer Artillerie, die Ketten der Zugbrücke zu zerschmettern, die alsbald mit Getrach herniederrasselte, und nun richteten sie ihre Geschütze gegen das schlesische Thor. Einige Schüsse genügten, das Thor brach. Die Überwältigung der Brückenbesatzung machte keine Schwierigkeiten, denn zweihundert Mann von den Sachsen gingen sofort zum Feinde über. Hinter der Angriffscolonne folgte unmittelbar Hadik mit einigen Schwadronen Kavallerie.

Auf dem Thorplatz stießen die Angreifer auf zwei Bataillone des Garnisonregiments Lange. Der österreichische Generalmajor von Baboczay forderte zur Übergabe der Stadt auf. Aber das preussische Bataillon Tesmar antwortete mit einer Salve. Baboczay stürzte zu Tode getroffen aus dem Sattel.

Die Folge war ein wütender Angriff der Österreicher von zwei Flanken her. Hadik ritt alles über den Haufen, was ihm in den Weg trat. Die Besatzung wurde zusammengehauen und mit dem Bajonett niedergemacht und über vierhundert Mann gefangen genommen. Hadik war so im Besitz der Cöpeniker Vorstadt. Er ließ aber, um Ausschreitungen zu vermeiden, den größeren Teil seiner Truppen vor der Stadtmauer lagern.

Der Kommandant von Berlin wußte sich nicht zu helfen. Er hatte eine geheime Ordre vom König, daß er mit der Garnison für den Schutz der königlichen Sa-

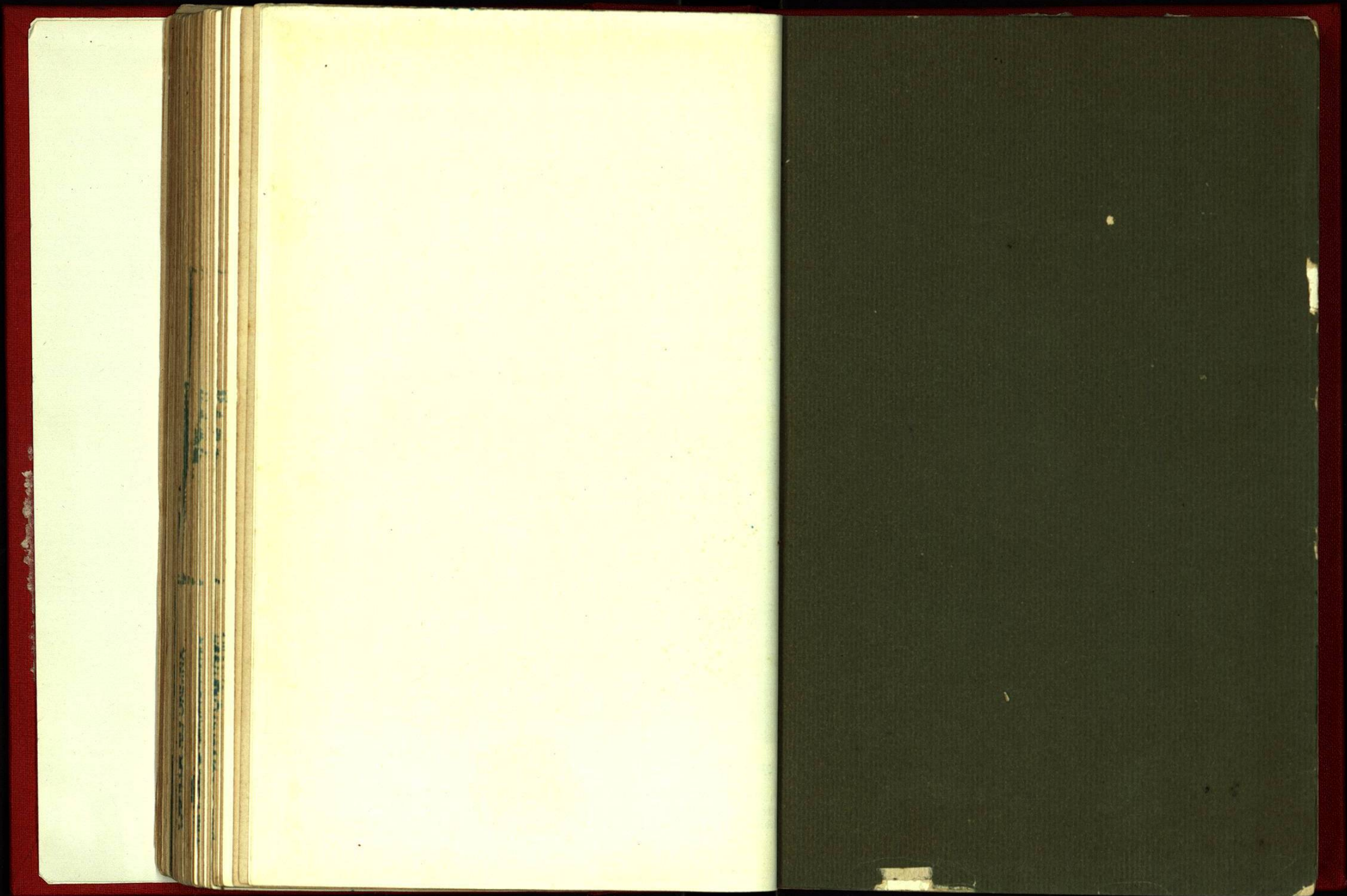


Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Radardorf mit Butterberg.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Von der Mitte des Bildes beginnend nach links zu liegt das Dorf Radardorf, den General von Driesen mit seinen Schwadronen dem Grafen Lucchesi verbarg. Die leichte, von einem Busch gekrönte Kuppe rechts auf dem Bilde ist der sogenannte Butterberg, hinter welchem Driesen plötzlich hervorbrach. Noch weiter nach rechts im Vorterrain lag die Radardorfer Goy, das kleine Gehölz, in welchem sich Friedrich dem Feuer der feindlichen Batterien aussetzte. Es ist später abgeholt.



10/11/18

N

9-